Knaus
K

Parinoush Saniee

Was mir zusteht

ROMAN

Deutsch von
Bettina Friedrich

Knaus

Das Buch erschien unter dem Titel »Sahme Man« 2003 bei Roozbahan, Iran.
Die italienische Ausgabe erschien unter dem Titel
»Quello che mi spetta« 2010 bei Garzanti Libri, Milano.
Die englische Ausgabe erscheint unter dem Titel »Book of Fate«
2013 bei Little, Brown, London.
Die deutsche Ausgabe folgt der italienischen bzw. der englischen Fassung.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage
Copyright © der Originalausgabe
by Parinoush Saniee 2003
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe
2013 beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Gesetzt aus der Sabon von Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-8135-0524-5

www.knaus-verlag.de

Gewidmet meinen wunderbaren Eltern,
von denen ich das Leben
zu lieben gelernt habe, und meinem Ehemann,
der mir stets ein treuer Gefährte
und eine zuverlässige Stütze gewesen ist.

1

Das Benehmen meiner Freundin Parvaneh brachte mich immer wieder aus der Fassung. Sie war in keiner Weise um die Ehre und den Ruf ihres Vaters besorgt. Auf der Straße sprach sie mit lauter Stimme, und sie blieb stehen, um sich die Auslagen der Geschäfte anzusehen. Wenn irgendetwas ihre Aufmerksamkeit erregte, zeigte sie mit dem Finger darauf. Ich sagte ihr ständig, dass das unschicklich sei, aber sie hörte nicht auf mich. Einmal rief sie mich sogar von der anderen Straßenseite her an: Sie schrie meinen Namen, so dass ich am liebsten vor Scham im Boden versunken wäre. Zum Glück war keiner meiner Brüder in der Nähe, Gott weiß, was sonst passiert wäre.

Nachdem wir von Ghom nach Teheran gezogen waren, gab Agha Jun – mein »Herr Vater« – mir die Erlaubnis, zur Schule zu gehen, und als ich ihm erzählte, dass keines von den anderen Mädchen den Schador trug und dass sie mich deswegen aufzogen, ließ er zu, dass ich nur mit *manteau* und *rusari,* Staubmantel und Kopftuch, vor den Blicken fremder Männer geschützt aus dem Haus ging. Ich musste ihm aber versprechen, mich gesittet zu benehmen und ihm keine Schande zu machen. Ich versicherte ihm, dass ich wüsste, wie ich, auch ohne mich zu verhüllen. seine Ehre davor bewahren konnte, Schaden zu nehmen.

Ich hatte es meinem Onkel Abbas zu verdanken, dass man mir das alles zugestand. Ich hörte ihn einmal zu meinem Vater sagen: »*Dadash* – Bruder –, wichtig ist, dass ein Mädchen von seinem Wesen her gut ist, nicht ob sie sich verschleiert oder nicht. Wenn sie einen schlechten Charakter hätte, dann, da kannst du dir sicher sein, würde ein Schador sie auch nicht daran hindern, alles Mögliche anzustellen, was deine Ehre für immer beflecken wür-

de! Wo ihr jetzt in Teheran lebt, müsst ihr euch an unsere Bräuche halten. Die Zeiten, in denen ein Mädchen ins Haus verbannt wurde, sind vorbei. Erlaube ihr, die Schule zu besuchen und sich wie alle anderen anzuziehen, sonst wird sie zu deren Gespött.«

Mein Onkel Abbas war wirklich ein aufgeklärter Mensch. Er wohnte schon seit ungefähr zehn Jahren in Teheran und war nur noch zu uns nach Ghom gekommen, wenn jemand aus der Familie gestorben war. Naneh Jun, meine Großmutter – möge ihre Seele in Frieden ruhen –, bat Onkel Abbas jedes Mal, wenn er wieder in seine alte Heimatstadt zurückgekehrt war, sie doch öfter zu besuchen. Er erwiderte dann immer in scherzhaftem Ton: »Was soll ich hier denn bloß, Mama? Sagt doch unseren Verwandten, sie sollen häufiger ins bessere Dasein überwechseln, damit ich öfter Anlass habe, nach Ghom zu fahren.«

Aus Entsetzen über sein respektloses Gerede schlug Naneh Jun sich dann selbst ins Gesicht, so heftig, dass rote Male zurückblieben, die erst nach ein paar Stunden wieder vergingen.

Die Frau von Onkel Abbas stammte aus Teheran, und wenn sie auch bei ihren Besuchen in Ghom einen Schador trug, wussten alle genau, dass sie sich in der Stadt nicht so kleidete, wie der Anstand es gebot. Und ihre Töchter erst! Die wussten noch nicht einmal, was »Anstand« bedeutete.

Als meine Großmutter starb, wurde das Haus, in dem mein Vater seine Kindheit verbracht hatte, verkauft, und jeder Erbe erhielt den ihm zustehenden Anteil ausgezahlt. Damals redete Onkel Abbas auf meinen Vater ein, dass wir ebenfalls in die Hauptstadt ziehen sollten. »Bruder, das hier ist nicht mehr der richtige Ort für dich, komm doch auch nach Teheran, lass uns unsere Anteile am Erbe zusammenwerfen und gemeinsam ein Geschäft eröffnen. Ich werde mich persönlich darum kümmern, dass du ein Haus in der Nähe vom Laden findest, in dem ihr alle wohnen könnt. Ich werde alles tun, damit du und die Deinen es zu Wohlstand bringen, denn, seien wir doch ehrlich, Geld, richtiges Geld kann man nur in Teheran verdienen.«

Anfangs widersetzte Mahmud, mein ältester Bruder, sich. Er meinte, in Teheran würde man unweigerlich vom rechten Weg abkommen und seinen Glauben verlieren. Ahmad, mein zweitältester Bruder, hingegen war begeistert. »Das ist es, wir ziehen nach Teheran, in der großen Stadt werden wir alle es zu etwas bringen!«

Die Mama wiederum – die wir immer als Khanum Jun, »Frau Mutter«, anredeten – machte sich Sorgen um uns Mädchen. »In Teheran werden sie keinen anständigen Ehemann finden, keiner kennt uns dort. Alles, was wir besitzen, ist hier, und auch alle Verwandten und Bekannten leben hier. Masumeh hat ja die Mittelstufe in der Schule hinter sich gebracht und sogar noch ein zusätzliches Jahr absolviert, und es ist daher an der Zeit, dass sie heiratet. Fati muss bald eingeschult werden, und nur Gott weiß, was alles geschehen kann, wenn sie in Teheran zur Schule geht. Alle sagen doch, wenn ein Mädchen in Teheran aufwächst, nimmt es ein schlimmes Ende mit ihm!« Mein Bruder Ali, der die dritte Klasse der Grundschule besuchte, mischte sich großtuerisch ein und erklärte, dass er es auf sich nehmen würde, auf meine Schwester Fati aufzupassen. Und um seine Autorität unter Beweis zu stellen, versetzte er ihr einen Tritt, obwohl sie ganz ruhig auf dem Fußboden saß und spielte. Sie schrie auf, doch keiner beachtete sie, außer mir. Ich nahm sie in die Arme, um sie zu trösten, und fauchte, es sei doch dumm zu glauben, alle Teheraner Mädchen benähmen sich allein deswegen schlecht, weil sie dort lebten.

Ahmad, der plötzlich ganz verrückt danach war, nach Teheran zu ziehen, beruhigte meine Mutter. »Wenn Masumeh das Problem darstellt, dann verheiraten wir sie noch hier in Ghom und ziehen erst danach nach Teheran. Das wäre sowieso besser – wir wären dann eine Sorge los. Fati hingegen, die vertrauen wir Alis Obhut an: Der Junge wird schon fertig mit ihr.« Er gab seinem kleinen Bruder einen kumpelhaften Klaps auf die Schulter und meinte: »Der Bursche hat Ehre im Leib.« Ich fühlte mich plötzlich sterbenselend. Ahmad war seit jeher dagegen gewesen, dass ich mit der Schule weitermachte, vor allem auch deswegen,

weil es ihm selbst immer an Fleiß und Ehrgeiz gemangelt hatte. Er war mehr als einmal sitzen geblieben, bis er dann ganz mit der Schule aufgehört hatte, und deswegen wollte er nicht, dass ich weiterlernte und ihn auf diese Weise überflügelte. Auch die Großmutter – möge ihre Seele in Frieden ruhen – mochte sich nie damit abfinden, dass ich so viel lernen wollte. Sie schimpfte immer wieder mit meiner Mutter: Ich verstünde nichts von der Hausarbeit und tauge deswegen auch nicht zur Ehefrau. »Du wirst sehen, wenn sie zur Familie ihres Gatten zieht, dann schicken sie sie uns nach spätestens einem Monat zurück.« Und zu meinem Vater sagte sie: »Warum investierst du so viel in dieses Mädchen. Das lohnt sich doch nicht; sie wird uns verlassen … sie wird bald einem anderen gehören.«

Mit seinen fast zwanzig Jahren hatte mein Bruder Ahmad noch nichts zustande gebracht. Er sollte eigentlich seinen Lebensunterhalt als Gehilfe im Geschäft von Onkel Astollah im Basar verdienen, trieb sich aber meistens auf den Straßen herum. Er war das genaue Gegenteil von Mahmud, der den ganzen Tag im Laden von Aga Mozaffar schuftete und auf den man sich seinem Arbeitgeber zufolge voll und ganz verlassen konnte. Mein Vater war stolz darauf, dass es eigentlich Mahmud war, der den Laden »schmiss«, wie man so sagt. Mahmud war nur zwei Jahre älter als Ahmad, wirkte aber viel reifer. Er war tiefgläubig, vergaß nie zu beten und befolgte alle religiösen Gebote. Deswegen hielten ihn alle für älter, als er wirklich war.

Unsere Mama hoffte, dass er Cousine Ehteramsadat heiraten würde, die aus sehr gutem Hause stammte – es hieß, sie sei eine Seyyed, eine Nachfahrin des Propheten –, doch ich wusste, dass er bis über beide Ohren in Mahbubeh, eine Cousine väterlicherseits, verliebt war. Jedes Mal wenn Mahbubeh zu uns zu Besuch kam, wurde Mahmud bis unter die Haarwurzeln rot und fing zu stottern an. Dann drückte er sich in eine Ecke und beäugte sie von dort aus verstohlen und lüstern, vor allem wenn ihr der Schador vom Kopf glitt. Und Mahbubeh besaß ein so ausgelassenes und unbeschwertes Wesen, dass sie

oft nicht auf ihren Schador achtete. Wenn meine Großmutter dann schimpfte: »Schäm dich! Hier sind unverheiratete junge Männer zugegen«, dann kicherte sie nur und antwortete, dass diese doch wie Brüder für sie seien. Ich wusste aber, dass Mahmud, kaum dass sie wieder gegangen war, sich mindestens zwei Stunden lang ins Gebet versenkte und Allah um Vergebung bat: Er hatte sich bestimmt irgendeiner sündigen Fantasievorstellung hingegeben.

Der geplante Umzug nach Teheran war, wie gesagt, Anlass für Streitereien und Diskussionen. Einig schienen sich alle nur bezüglich einer Sache zu sein: nämlich dass sie mich vorher noch in Ghom verheiraten müssten, um mich loszuwerden. Sie taten beinahe so, als wartete ganz Teheran nur darauf, mich ins Verderben zu stürzen. Jeden Tag pilgerte ich zum Grab der heiligen Fatimah al-Masumeh, deren Namen ich trug, und flehte sie um Hilfe an. Sie möge mir beistehen, dass ich mit den anderen in die Hauptstadt ziehen und dort meine Ausbildung fortsetzen dürfe. Mit Tränen in den Augen jammerte ich darüber, nicht als Junge auf die Welt gekommen oder wie meine Schwester Zari als Kind an Diphtherie gestorben zu sein.

Zum Glück wurden aber meine Gebete erhört, und während jener letzten Wochen in Ghom klopfte kein Bewerber um meine Hand an unsere Haustür. Mein Vater brachte nach und nach alle geschäftlichen Angelegenheiten zum Abschluss, und Onkel Abbas mietete in Teheran ein Haus in der Gorgan-Straße für uns. Das einzige ungelöste Problem stellte meine Person dar. Meine Mutter spielte jedes Mal, wenn sie im Haus anderer Leute einem Mann begegnete, der ihr akzeptabel erschien, darauf an, dass es für mich an der Zeit sei, irgendwo »unterzukommen«, und ich wurde dann immer hochrot vor Scham und Wut. Doch die heilige Masumeh vergaß mich, Gott sei es gedankt, nicht, und kein heiratswilliger Junggeselle erschien auf unserer Schwelle.

Das Gerücht, dass ich bereit sei, eine Ehe einzugehen, drang aber, ich weiß nicht, wie, bis zu einem früheren Verehrer von mir vor. Die Meinen hatten ihn damals für ungeeignet befunden, da

er schon einmal verheiratet gewesen war und sich hatte scheiden lassen. Jetzt sah plötzlich alles ganz anders aus: Im Grunde war es doch ohne Bedeutung, wenn der Mann, den ich heiratete, geschieden war, oder? Das Wichtigste war, dass sie mich irgendwie loswurden. Außerdem lebte der Herr in besten finanziellen Verhältnissen und war noch ziemlich jung. Und eigentlich war es auch ohne Belang, dass niemand wusste, warum er sich bereits wenige Monate nach der Hochzeit wieder von seiner Frau getrennt hatte. Wen ging das schon etwas an?

Sein Gesicht wirkte finster auf mich, und er flößte mir irgendwie Angst ein. Als mir klar wurde, was mir drohte, warf ich mich tränenüberströmt vor meinem Vater zu Boden und flehte ihn an, mich mit nach Teheran zu nehmen. Tatsächlich gelang es mir, ihn zu einem Sinneswandel zu bewegen. Letztlich war mein Vater mir gegenüber mitfühlend und wollte immer mein Bestes, auch wenn ich nur eine Frau war.

Meine Mutter sagte, nach dem Tod von Zari habe der Vater begonnen, sich mehr um mich zu kümmern – oder zu sorgen –, als normal war. Ich war nämlich sehr dünn, und er hatte Angst, ich könnte ebenfalls sterben. Er glaubte, weil er nicht genügend Dankbarkeit für die Geburt meiner Schwester Zari bekundet habe, habe Gott mit ihm gezürnt und sie ihm wieder genommen. Vielleicht hatte er sich auch über meine Geburt nicht sonderlich gefreut. Was mich betraf, so liebte ich ihn jedenfalls aus tiefstem Herzen, und es war mir immer so vorgekommen, als verstünde er mich als Einziger von der ganzen Familie. Wenn er von der Arbeit nach Hause kam, griff er sich immer ein Handtuch und ging zum *hoz,* dem großen Wasserbecken, das sich mitten im Garten befand. Er säuberte sich die Füße, wobei er sich auf meine Schulter stützte, und nachdem er sich auch die Hände und das Gesicht gewaschen hatte, nahm er das Handtuch, das ich ihm hinhielt. Er schaute mich dabei aus seinen braunen Augen voller Wärme an, um mir zu zeigen, dass er mich mochte und es gut mit mir meinte. Mich überkam dann das Verlangen, die Arme um ihn zu schlingen, ihn ganz fest zu drücken und ihm einen Kuss zu geben, aber das durfte ich ja nicht, weil es sich nicht gehört,

dass ein Mädchen in der Öffentlichkeit einen Mann küsst, auch wenn es der eigene Vater ist.

Agha Jun ließ sich also erbarmen und versprach mir, mich mit nach Teheran zu nehmen. Ich schwor ihm, dass ich mich dort gut betragen und seine Ehre hochhalten würde.

Doch mit dem Umzug nach Teheran war keineswegs das Ende meiner Probleme gekommen. Meine beiden älteren Brüder waren dagegen, dass ich dort weiter zur Schule ging, und die Mama war nicht davon abzubringen, dass der Besuch eines Schneider- und Nähkurses viel dringlicher und sinnvoller sei. Mithilfe erneuten Schluchzens und Flehens gelang es mir, wiederum die Unterstützung meines Vaters zu erlangen, und obwohl alle anderen das für keine gute Idee hielten, schrieb er mich für die achte Klasse ein.

Das Schulgebäude lag ein paar Häuserblocks von unserer Straße entfernt; zu Fuß brauchte man ungefähr eine Viertelstunde dorthin. Ahmad war wütend darüber, dass es mir gelungen war, meinen Kopf durchzusetzen. Für ihn war jeder Vorwand gut genug, um mir ein paar schmerzhafte Knuffe zu verpassen. Da ich jedoch wusste, wieso es ihm so gegen den Strich ging, dass ich weiter die Schule besuchte, ließ ich es schweigend über mich ergehen, wenn er seinem Unmut Luft machte. Anfangs folgte er mir sogar heimlich bis zum Schulgebäude, und während dieser ersten Zeit achtete ich sorgfältig darauf, dass ich ihm keinen Anlass gab, mir irgendwelche Vorwürfe zu machen. Mahmud verhielt sich ganz anders: Er sprach nicht mit mir, ja, er ignorierte mich völlig.

Beide fanden schließlich eine Arbeitsstelle: Mahmud im Laden des Bruders von Herrn Mozaffar und Ahmad als Gehilfe in einer Schreinerei in der Nähe von Piche Shemrun. Ahmad gewann auch viele Freunde und verbrachte die freien Abende mit ihnen, um dann spät in der Nacht mit nach Arrak riechendem Atem nach Hause zurückzukehren. Agha Jun senkte dann bei seinem Kommen den Kopf und erwiderte seinen Gruß nicht.

Mahmud hingegen wandte sich ab und flehte Gott um Vergebung für seinen Bruder an. Khanum Jun wärmte ihm in aller Eile das Abendessen auf und murmelte: »Mein Junge hat Zahnweh, er trinkt Alkohol, um die Schmerzen zu betäuben …« Es waren merkwürdig hartnäckige Zahnschmerzen – sie schienen jedenfalls nie ganz wegzugehen. Meine Mutter entschuldigte fast alle seine Eskapaden – Ahmad war eben ihr Liebling.

Außer mit Freunden in Schenken rumzuhängen, hatte der junge Herr noch einen anderen Zeitvertreib für sich entdeckt: nämlich Parvin Khanum, unsere Nachbarin, von einem Fenster im ersten Stock aus zu beobachten. Parvin Khanum verbrachte den größten Teil ihrer Zeit im Garten, wo sie immer etwas zu tun fand, wobei ihr mit schöner Regelmäßigkeit der Schador auf die Schultern rutschte. Ahmad stand ganz regungslos am Fenster und ließ sie nicht aus den Augen. Einmal ertappte ich die beiden dabei, wie sie verstohlene Blicke wechselten.

Wie auch immer: Dass Ahmad mit anderem beschäftigt war und anderes im Kopf hatte, war meine Rettung, denn nach einiger Zeit vergaß er völlig, dass es mich gab. Sogar als mein Vater mir erlaubte, mit *manteau* und *rusari* zur Schule zu gehen, schimpfte er nur ein, zwei Tage mit mir und ließ mich danach in Ruhe. Mahmud indes konnte sich überhaupt nicht damit abfinden. Er sagte nichts, diskutierte nicht, doch es war sonnenklar, dass ich für ihn die Fleisch gewordene Sünde war. Er würdigte mich keines Blickes mehr.

Mir war das aber alles völlig egal: Ich ging zur Schule, darauf allein kam es an. Und dann bekam ich bald auch die allerbesten Noten und schloss Freundschaft mit allen meinen Klassenkameradinnen. Was sonst hätte ich mir vom Leben erhoffen können? Ich schwebte im siebten Himmel, vor allem nachdem Parvaneh zu meiner Herzensfreundin geworden war und wir uns geschworen hatten, uns gegenseitig alles anzuvertrauen und keine Geheimnisse voreinander zu haben.

2

Parvaneh besaß ein fröhliches, unbeschwertes Naturell und lachte gerne und oft. Sie war eine sehr gute Sportlerin und gehörte dem Volleyballteam der Schule an. In den anderen Fächern zeichnete sie sich nicht besonders aus. Sie war ohne Zweifel ein braves Mädchen, wenn sie auch nur wenig darauf achtete, wie sie sich in der Öffentlichkeit verhielt. Ja, man hätte sagen können, dass sie den Unterschied zwischen gut und schlecht, richtig und falsch nicht zu kennen schien. Sie war nicht ständig um den Ruf ihres Vaters besorgt und empfand nicht die geringste Angst vor ihren Brüdern. »Manchmal kriegen wir uns in die Haare, und wenn sie mich hauen, haue ich zurück!«, erzählte sie mit einem Lächeln. Alles erheiterte und amüsierte sie, und das zeigte sie, ganz egal, wo sie sich befand, sogar auf offener Straße. Anscheinend hatte ihr niemand beigebracht, dass ein Mädchen seine Zähne nicht sehen lassen darf, wenn es lacht, und dass es so leise lachen sollte, dass es für andere nicht zu hören ist.

Ich glaube aber, dass ich für sie ein genauso merkwürdiges Wesen war, wie sie für mich. Wenn ich ihr sagte, dass irgendetwas sich nicht »gehörte«, dann schaute sie mich verwundert an und wollte wissen, warum nicht. Manchmal hielt sie mich wohl für eine richtige Provinzlerin. Sie kannte alle Automarken und wünschte, ihr Vater würde einen schwarzen Chevrolet kaufen. Ich wusste noch nicht einmal, welches von den vielen verschiedenen Autos, die man auf Teherans Straßen sah, ein Chevrolet war, fragte sie aber auch nicht, weil ich nicht als Dummkopf dastehen wollte.

Als ich einmal einen funkelnagelneuen schwarzen Wagen entdeckte, den ich besonders schick fand, wies ich sie auf ihn hin und sagte: »Parvaneh, so einen Chevrolet wie den da hättest du gerne, nicht wahr?« Sie lachte laut los, nachdem sie erst einen Blick auf das Auto und dann auf mich geworfen hatte. »Mein Gott, was für ein Dummerchen du bist, verwechselst einen Fiat mit einem Chevrolet!«, rief sie. Ich wurde rot bis unter die Haarwurzeln und wäre am liebsten vor Scham im Boden versunken –

ob deswegen, weil ich meine ganze Unwissenheit gezeigt hatte oder weil ihr Lachen so ungehemmt über die Straße schallte, weiß ich nicht mehr.

Bei ihr zu Hause gab es nicht nur ein Radio, sondern auch einen Fernseher. Ich hatte bei Onkel Abbas schon einmal ferngesehen, wir selbst aber besaßen nur einen großen Radioapparat. Solange meine Großmutter lebte, und dann auch noch später, wenn Mahmud sich im Haus befand, hörten wir keine Musik, weil beide das als Sünde ansahen, und zwar vor allem dann, wenn eine Frau sang oder die Melodie recht beschwingt klang. Mein Vater und meine Mutter waren ebenfalls sehr fromm, aber nicht von einer solchen Strenge und Unbeugsamkeit in allen religiösen Dingen wie mein Bruder. Anders als er, mochten sie Musik, und sobald er aus dem Haus gegangen war, schaltete Mama das Radio ein. Sie stellte es allerdings nie laut, damit die Nachbarn es nicht hörten – die Ehre der Familie hätte dann Schaden nehmen können.

Sie kannte aber sogar ein paar Lieder auswendig und sang sie bei der Küchenarbeit leise vor sich hin. Als ich ihr jedoch einmal Beifall spendete, verstummte sie schlagartig, aus Angst, mein Bruder könne etwas davon mitbekommen.

Auch Papa stellte, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, das Radio an, unter dem Vorwand, die Zwei-Uhr-Nachrichten hören zu wollen. Wenn die dann zu Ende waren, vergaß er aber regelmäßig, den Apparat wieder auszuschalten. Wenn traditionelle persische Lieder gesendet wurden, fing er, ohne es zu merken, im Rhythmus der Musik mit dem Kopf zu nicken an; und ich bin sicher, dass er ganz verliebt in die Stimme von Marzieh war, denn wenn die aus dem Lautsprecher drang, kam ihm nie in den Sinn, dass es Sünde war, solchen Liedern zu lauschen. Wenn man hingegen die Stimme von Viguen hörte, fiel ihm plötzlich wieder ein, dass er Moslem war, und er begann dann auf den armenischen Sänger zu schimpfen und rief, wir sollten den Kasten bloß ausmachen. Mir gefiel Viguens Stimme aber sehr, und er selbst erinnerte mich ein bisschen an Onkel Hamid, wenn ich auch nicht genau wusste, warum.

Onkel Hamid war ein faszinierender Mann und ganz anders als seine Brüder und Schwestern. Vor allem duftete er im Unterschied zu den anderen Männern immer so gut nach Rasierwasser. Als ich klein war, nahm er mich oft auf den Arm und sagte zu meiner Mutter: »Gut gemacht, Schwester. Da hast du wirklich ein niedliches Mädelchen zur Welt gebracht! Ein Glück, dass sie nicht deinen Söhnen ähnelt, sie würde sonst sicher als alte Jungfer enden.« »Was redest du denn da, Bruder? Meine Söhne sollen hässlich sein? Sie sind nicht weniger schön als andere, ihre Gesichter sind wohl ein bisschen dunkel, aber das ist ganz gut so«, antwortete sie. »Schließlich muss ein Mann nicht hübsch aussehen, sondern finster gucken können. Es heißt doch seit jeher, ein Mann müsse reizlos, hässlich und streitlustig sein.« Die letzten Worte sang sie und beendete so das Geplänkel mit Onkel Hamid, der inzwischen in Gelächter ausgebrochen war.

Ich sah meinem Vater und meiner Tante sehr ähnlich. Man hielt mich und meine Cousine Mahbubeh oft für Schwestern – dabei war sie viel schöner als ich. Sie besaß einen wohlgerundeten Körper, ich hingegen war sehr mager. Und während ihre Haare sich in Löckchen um ihr Gesicht kringelten, fielen meine einfach glatt herunter, aller Versuche, sie zu kräuseln, zum Trotz. Wir hatten aber beide leuchtend grüne Augen und eine schöne weiße Haut, und auf unseren Wangen bildeten sich Grübchen, wenn wir lächelten. Ihre Zähne standen allerdings etwas schief und nicht so gerade wie die meinen. Sie sagte immer wieder neidisch zu mir: »Du Glückliche, mit deinen makellosen weißen Zähnen.«

Meine Mutter und die Mitglieder ihrer Familie sahen ganz anders aus: Sie waren fast alle von dunklerer Hautfarbe, hatten schwarze Augen und ebensolche Augenbrauen. Außerdem neigten sie alle zur Fülle, wenn auch nicht ganz so wie Tante Ghamar, die wirklich fett war. Trotzdem waren sie nicht hässlich, vor allem Mama nicht, die, wenn sie sich die Augenbrauen zupfte und sich ein bisschen zurechtmachte, genauso aussah wie die Abbildungen von Khorshid Khanun, der »Herrin der Sonne«, auf unserem Essservice. Einen ihrer Mundwinkel schmückte ein niedliches kleines Muttermal, und sie erzählte gern, dass unser

Vater, als er gekommen war, um sie als Braut zu gewinnen, sich unsterblich in sie verliebte, nachdem er genau diesen Schönheitsfleck entdeckt hatte.

Ich erinnere mich genau, wie es war, als Onkel Hamid sich auf den Weg nach Westeuropa machte, um dort zu leben. Ich muss damals acht oder neun Jahre alt gewesen sein. Beim Abschiednehmen umarmte er meine Mutter und sagte zu ihr: »Ich bitte dich, Schwester, verheirate diese deine kleine Blume nicht zu früh. Das wäre jammerschade. Lass sie erst etwas lernen und zu jemandem werden.«

Onkel Hamid war der Erste aus unserer Familie, der ins Ausland ging. Ich hatte nicht die geringste Vorstellung, was das eigentlich war: *das Ausland*. Ich glaubte, es müsse so was Ähnliches wie Teheran sein, nur ein bisschen weiter weg. Manchmal schickte Hamid Aziz Jun, seiner Mutter, Briefe und schöne Fotos, alle in einem Garten voller Bäume und Blumen aufgenommen, in dem Grün die vorherrschende Farbe war. Dann kam ein Brief mit einem Foto, das ihn neben einer blonden Frau ohne Schador zeigte: Er hatte geheiratet. Ich werde jenen Tag niemals vergessen. Es war schon Nachmittag, als Aziz Jun zu uns kam, um sich von meinem Vater den Brief vorlesen zu lassen. Er saß auf einem großen Kissen und ging den Brief erst einmal schweigend für sich selbst durch. Plötzlich rief er aus: »Sieh an, auch Hamid hat eine Familie gegründet, und das auf dem Foto ist seine Frau.«

Aziz Jun schwanden die Sinne, und Naneh Jun, meine andere Großmutter, die sich nie gut mit ihr verstanden hatte, zog sich den Schador vor den Mund und begann heimlich zu lachen. Meine Mutter schlug sich mit der Hand auf die Stirn; sie wusste nicht, ob sie Aziz Jun zu Hilfe kommen oder ihrerseits in Ohnmacht fallen sollte. Aziz kam schließlich wieder zu sich, und nachdem sie ziemlich viel Zuckerwasser getrunken hatte, fragte sie: »Aber das sind doch alles Ungläubige dort, oder?«

Agha Jun antwortete achselzuckend: »So ganz ungläubig sind sie auch nicht. An irgendetwas glauben sie; sie sind … Armenier, ja genau, das ist es, was sie sind.«

Aziz Jun schickte sich an, sich an den Kopf zu schlagen, doch

meine Mutter hielt sie davon ab, indem sie ihre Hände ergriff und ihr versicherte, Hamid habe seine Frau ohne Zweifel zum rechten Glauben bekehrt; jeder Mullah würde ihr bestätigen, dass ein moslemischer Mann eine Ungläubige zur Frau nehmen und sie bekehren könne – womit er sich als überaus barmherzig erweise.

Aziz Jun sah sie mit müdem Blick an, aber sie glaubte ihr. Schließlich hatten auch die Aemme Athar, die Mitglieder dieser alten Familie, deren Ursprung auf die Zeiten des Propheten zurückging, Frauen geheiratet, die keine Muslima waren.

Agha Jun meinte lächelnd: »*Inshallah,* so Gott will, werden sie zusammen glücklich sein. Wann werdet Ihr ein Fest zu Hamids und seiner Braut Ehren veranstalten? Wenn die Braut Ausländerin ist, muss man sich das doch einiges kosten lassen.«

Naneh Jun runzelte die Stirn, als sie ihn das sagen hörte. Sie war nicht begeistert davon, dass jetzt eine Ausländerin zur Familie gehörte, und zwar eine, die noch nicht einmal unsere Sprache beherrschte und nicht den Unterschied zwischen rein und unrein kannte.

Aziz hingegen hatte ihre Fassung wiedergewonnen. Und als sie sich erhob, um zu gehen, sagte sie: »Die Braut bürgt für den Fortbestand der Familie. Wir sind nicht wie *gewisse andere,* die die eigene Schwiegertochter nicht zu schätzen und zu ehren wissen und glauben, in ihr eine Art Sklavin gefunden zu haben. Wir heben sie in den Himmel und zeigen sie voller Stolz aller Welt, zumal wenn sie Ausländerin ist.«

Naneh konnte solch großtuerisches Gerede einfach nicht schweigend mitanhören. »Ach ja, man sieht ja, wie Ihr die Frau von Eurem Sohn Astollah in den Himmel gehoben habt. Und es ist gar nicht sicher, dass Hamids Frau zum Islam übergetreten ist. Vielleicht verhält es sich in Wirklichkeit so, dass er zu einem Gottlosen geworden ist. Im Grunde würde einen das ja nicht wundern … Hamid ist nie ein überzeugter Muslem gewesen, sonst wäre er bestimmt nicht in ein Land der Ungläubigen gezogen«, meinte sie boshaft.

Mein Vater schritt ein, bevor es zu einem ernsthaften Streit zwischen den beiden alten Frauen kommen konnte.

Aziz gab schließlich einen großen Empfang. Sie ließ das Bild von Hamids Frau rahmen und hängte es an die Wand. Vor anderen prahlte sie mit ihrer europäischen Schwiegertochter, doch insgeheim hegte sie Zweifel, was diese betraf. Noch auf dem Totenbett fragte sie meine Mutter, ob es wirklich sicher wäre, dass Hamids Frau Muslima geworden sei, und nicht etwa sie ihn zur »armenischen Religion« bekehrt habe.

Nach ihrem Dahinscheiden hörten wir nur noch selten etwas von Onkel Hamid.

Einmal nahm ich die Fotos, die er geschickt hatte, mit zur Schule und zeigte sie meinen Klassenkameradinnen. Parvaneh war ganz fasziniert von ihnen und meinte, mein Onkel habe doch großes Glück, wenn er in Europa lebe; auch sie würde gerne dorthin ziehen.

Parvaneh kannte eine Menge Lieder und war eine große Bewunderin von Delkash. Die eine Hälfte der Mädchen in der Schule schwärmte für Delkash und die andere für Marzieh. Ich musste natürlich für Delkash sein, wenn ich weiter Parvanehs Freundin bleiben wollte. Sie kannte aber auch Sänger und Sängerinnen aus dem Ausland, und bei ihr zu Hause gab es sogar einen Plattenspieler. Einmal zeigte sie ihn mir; für mich sah er wie ein Köfferchen mit rotem Deckel aus, aber es handelte sich, wie sie mir erklärte, um ein tragbares Modell.

Das Schuljahr war noch nicht zu Ende, und ich hatte schon viel gelernt. Parvaneh lieh sich oft meine Hefte und Aufzeichnungen aus, und manchmal lernten wir gemeinsam. Sie war ein anspruchsloses und entgegenkommendes Mädchen und immer bereit, mich zu besuchen. Es machte ihr nichts aus, dass unser Haus klein und die Einrichtung bescheiden war. Vom Eingangstor aus gelangte man über drei Stufen in den Garten, in dessen Mitte sich ein rechteckiges Becken befand, das auf der einen Seite von einem Blumenbeet und auf der anderen von einer langen hölzernen Bank flankiert war. Am Ende des Gartens lagen die zu jeder Tageszeit fast lichtlose Küche und daneben das Bad. Wir mussten uns in Teheran nicht mehr an der Pumpe neben dem

Becken waschen, wie wir es in Ghom getan hatten. Links hinter dem Eingangstor führten weitere Stufen – vier an der Zahl – zu einem kleinen Vorhof, von dem zwei Zimmer abgingen und von dem aus auch eine Treppe in den ersten Stock führte, wo man in zwei weitere, hintereinander gelegene Räume gelangte. Der eine, der als Wohnraum diente, besaß zwei Fenster, von denen man auf den Garten und das Haus von Parvin Khanum blickte. Von dem anderen Raum, dem Zimmer von Ahmad und Mahmud, schaute man hingegen auf den kleinen Hof und den Garten des Hauses hinter dem unseren.

Wenn Parvaneh mich besuchte, gingen wir nach oben in den Wohnraum. Dort gab es nicht viel Mobiliar, nur einen runden Glastisch mit sechs Stühlen auf einem großen roten Teppich und in einer der Ecken einen von Teppichen und Kissen umgebenen dickbäuchigen Kanonenofen. Das Prunkstück stellte ein Wandbehang dar, auf den ein Gebet gestickt war. Es gab auch noch eine Wandkonsole, auf der ein von Khanum Jun handgesticktes Deckchen lag und der Spiegel sowie die beiden Kerzenhalter, die von ihrer Hochzeit stammten, standen.

Parvaneh und ich hockten uns auf die Kissen, schwatzten miteinander und lachten – und hin und wieder lernten wir auch. Mir war es streng verboten, sie in ihrem Haus aufzusuchen. Ahmad hatte verfügt, dass ich keinen Fuß in das Haus »jenes Mädchens« setzen dürfe, weil sie einen erwachsenen Bruder habe und vor allem weil sie ein frivoles Geschöpf sei. Erschwerend kam noch hinzu, dass ihre Mutter keinen Schador trug. Ich antwortete jedes Mal: »Wer trägt denn in dieser Stadt einen?«, hatte aber Angst, das laut zu sagen, und murmelte es deshalb nur undeutlich vor mich hin.

Als ich Parvaneh erzählte, dass meine Brüder mir nicht erlaubten, ihr Haus zu betreten, war sie ganz verblüfft und wollte den Grund wissen. »Weil du einen Bruder hast«, antwortete ich. Doch sie verstand immer noch nicht, vor allem auch deshalb, weil ihr Bruder, wie sie meinte, doch noch klein sei; er war ein Jahr jünger als sie und ich. Ich versuchte ihr klarzumachen, dass

er damit schon zu erwachsen war, als dass der Anstand mir erlaubt hätte, mich mit ihm in einem Raum aufzuhalten; doch ich glaube, dass sie einfach kein Verständnis für unsere Sitten und Bräuche hatte. Wie auch immer: Sie forderte mich danach nicht mehr auf, sie zu besuchen.

Eines Tages wollte Parvaneh mir aber ein paar Nummern der Zeitschrift *Zaneh Ruz – Die Frau von heute* – leihen, weswegen ich mich einverstanden erklärte, sie zu ihrem Haus zu begleiten und mit hereinzukommen, wenn auch nur für ein paar Minuten. Ich war beeindruckt von der geschmackvollen Einrichtung. Sie besaßen eine Menge schöner Dinge, und an den Wänden hingen viele Bilder von Landschaften oder weiblichen Gestalten. Im Wohnraum standen große dunkelblaue Sessel und Samtdiwane; die Vorhänge waren von der gleichen Farbe und aus dem gleichen Material. Die Fenster gingen auf den Garten hinaus, und das Speisezimmer war vom Wohnraum durch einen reich verzierten Paravent abgetrennt. In einem anderen Zimmer stand vor einigen komfortablen Sesseln der Fernsehapparat. Vom Flur aus führten Türen sowohl in die Küche als auch ins Bad: Man musste nicht wie bei uns erst durch den Garten gehen, egal, ob es bitterkalt oder glühend heiß war, wenn man das Bad benutzen wollte. Die Schlafzimmer befanden sich im Stockwerk darüber. Parvaneh und ihre jüngere Schwester Farzaneh hatten ein Zimmer ganz für sich, die Glücklichen!

Bei uns war kaum genug Platz für alle. Obwohl es dort vier Zimmer gab, lebten wir im Grunde alle in dem großen Raum im Erdgeschoss. In ihm aßen wir zu Mittag und zu Abend, und im Winter stellten wir dort den *korsi* auf, einen niedrigen Tisch, der von unter der Platte angebrachten elektrischen Heizstäben erwärmt wurde und auf dem eine dicke Decke lag. Um ihn herum lagen Matratzen und Kissen so ausgebreitet, dass mindestens zwanzig Personen die Beine unter ihn strecken und sich wärmen konnten. In der Nacht schliefen in diesem Zimmer Fati, Ali und ich. Im Nebenzimmer standen ein großes Holzbett mit Matratze, Laken und Kissen, in dem Mama und Papa schliefen, und ein gewaltiger Schrank mit allen unseren Kleidern und allem

möglichen Krimskrams. Im Wohnzimmer, dem größten Raum im Obergeschoss, stand ein Bücherregal. Jeder von uns konnte über ein Brett verfügen, doch ich hatte so viele Bücher, dass ich zwei in Anspruch nahm.

Khanum Jun, die nicht lesen konnte, schaute sich gern die Bilder in *Zaneh Ruz* an, aber sie achtete darauf, dass die Zeitschrift nicht Agha Jun oder Mahmud in die Hände fiel. Mich begeisterten vor allem die Fortsetzungsromane und die »offenen« Geschichten. Das waren solche, deren Ausgang die Leserinnen selbst bestimmen konnten. Ich erzählte den Inhalt dieser Geschichten meiner Mutter mit solcher Inbrunst, dass sie ganz ergriffen war und wir nicht selten gemeinsam die eine oder andere Träne vergossen. Ich hatte mit Parvaneh vereinbart, dass sie mir die Illustrierte jede Woche zukommen lassen würde, wenn sie selbst sie gelesen hatte.

Die Abschlussprüfungen des letzten Trimesters liefen sehr gut für mich, und in der Schule überschütteten sie mich geradezu mit Lob, doch zu Hause schien keiner meine Leistungen zu würdigen. Meine Mutter begriff noch nicht einmal, wovon ich redete, Bruder Mahmud meinte, das sei keine so großartige Sache, wie ich glaubte, und mein Vater sagte trocken, wo ich schon so begabt und klug sei, könnte ich auch gleich die Klassenbeste werden.

Mit dem Beginn des Sommers sahen Parvaneh und ich uns nicht mehr so häufig. Anfangs kam sie noch, wenn meine Brüder nicht da waren, vor unser Haus, und ich ging dann zu ihr, um mit ihr zu plaudern. Aber Khanum Jun murrte ständig darüber. Sie schien vergessen zu haben, dass damals, als wir noch in Ghom lebten, auch sie sich jeden Nachmittag vor die Haustür gesetzt hatte, um Nüsse zu knacken und bis zum Eintreffen meines Vaters mit den anderen Frauen zu plaudern. In Teheran hatte sie aber keine Freundinnen, und die Nachbarinnen mochten sie nicht besonders; sie musste also notgedrungen auf die alte Ge-

wohnheit verzichten, und deswegen ärgerte es sie, dass ich so lange mit meiner Busenfreundin redete.

Meine Mutter fühlte sich von Anfang an nicht glücklich in Teheran. Sie wiederholte ständig, dass wir nicht dafür gemacht seien, an einem solchen Ort, in einer großen Stadt zu wohnen. Außerdem lebten alle unsere Verwandten in Ghom, und sie fühle sich daher einsam. Die Frau von Onkel Abbas scherte sich nicht um unsere Sitten und Bräuche, und meiner Mutter zufolge war sie auch zu hochnäsig; deswegen waren die beiden nicht warm miteinander geworden. Und wenn es schon schwierig war, mit einer Verwandten Freundschaft zu schließen, wie sollte man dann erst Fremden näherkommen?

Sie murrte so viel und so lange, dass sie am Ende meinen Vater dazu brachte, uns über die Sommerferien zu ihrer Schwester nach Ghom zu schicken. Ich war überhaupt nicht begeistert von dieser Idee und meinte nur voller Ironie, während die anderen ihre Ferien irgendwo auf dem Land verbrachten, wo die Luft kühler war, zögen wir offenbar das sengend heiße Klima von Ghom vor.

Meine Mutter sah mich schief an, runzelte die Stirn und sagte voller Verachtung: »Ach, hast du schon vergessen, wo du herkommst? Wir haben dort das ganze Jahr verbracht, und es hat uns nichts ausgemacht, doch jetzt, wo wir für die paar Sommermonate dorthin zurückkehren wollen, ist die junge Dame nicht einverstanden und verlangt nach einem angenehmeren Aufenthaltsort. Wir leben hier nicht einmal ein Jahr, und schon benötigt sie Erholung. Und ich hab meine arme Schwester seit unserem Wegzug nicht mehr gesehen, nichts mehr von meinen Brüdern gehört und das Grab meiner Lieben nicht mehr besucht. Du wirst sehen, wenn wir eine Woche im Haus eines jeden meiner Verwandten verbringen, wird der Sommer wie im Flug vergehen.«

Mahmud war zwar damit einverstanden, dass wir den Sommer in Ghom verbrachten, er wollte aber nicht, dass wir bei den Verwandten unserer Mutter wohnten, sondern die ganze Zeit über bei der Schwester meines Vaters blieben, damit er unsere Cousine Mahbubeh an den Wochenenden sehen konnte, an denen er sich zu uns gesellen würde.

Also fuhren wir in jenem Sommer nach Ghom, und ich verkniff es mir, weiter darüber zu nörgeln, vor allem auch deswegen, weil Parvaneh und ihre Familie Teheran ebenfalls verließen, um ihren Großvater in Gol-ab-darreh zu besuchen.

Zu Beginn des Monats *Sahrivar* – Ende August also – kehrten wir in die Hauptstadt zurück, weil Ali in der Schule in einigen Fächern sehr schlechte Noten bekommen hatte und er das jetzt ausbügeln musste, indem er eine Sonderprüfung ablegte. Ich habe nie begriffen, warum meine Brüder, was die Schule betraf, immer so faul gewesen sind. Der arme Agha Jun, er wünschte sich doch so sehr, dass seine Söhne Ärzte oder Ingenieure würden! Ich war jedoch begeistert über unsere frühe Rückkehr nach Teheran, weil ich nicht mehr von einer Tante zur nächsten weitergereicht werden wollte. Vor allem im Haus der Schwester meiner Mutter war es nicht auszuhalten. Dort ging es zu wie in einer Moschee, ja, schlimmer noch. Die Tante tat nichts anderes, als zu fragen, ob wir gebetet hätten, und schimpfte mit uns, weil wir angeblich unsere Gebete nicht so aufsagten, wie es sich gehörte. Außerdem verging kein Tag, an dem sie nicht ihre eigene Religiosität und die der Familie ihres Gatten, deren männliche Mitglieder allesamt Mullahs waren, herausstrich.

Zwei Wochen nach uns kehrten auch Parvaneh und ihre Familie nach Teheran zurück, und als die Schule begann, war das Leben für mich wieder so schön wie vorher. Es freute mich, die Lehrerinnen und Mitschülerinnen wiederzusehen. Ich war jetzt kein Neuling mehr und fühlte mich nicht mehr einsam und verwirrt wie im Jahr zuvor. Ich war nicht mehr so eingeschüchtert von all dem Neuen, verstand mich auszudrücken und musste nicht fürchten, mich zu blamieren, wenn ich den Mund aufmachte. Mit anderen Worten: Ich wusste so viel wie die anderen Mädchen in Teheran und war ihnen gewachsen, und all das verdankte ich meiner besten Freundin und Lehrerin: Parvaneh.

In jenem Jahr entdeckte ich auch die Freuden des Lesens für mich: Parvaneh und ich verschlangen einen Liebesroman nach

dem anderen, vergossen bei der Lektüre Ströme von Tränen, tauschten die Bücher aus und diskutierten über sie.

Parvaneh besaß ein besonderes Heft, eine Art Poesiealbum. Alle Mädchen aus unserer Klasse, ihre Freundinnen und Verwandten hatten etwas zu verschiedenen Themen, die eine ihrer Cousinen in eleganter Schönschrift neben dazu passenden hübschen Zeichnungen aufgelistet hatte, beigesteuert. Voller Begeisterung lasen wir einige dieser Gedanken und Anmerkungen, vor allem solche zur Liebe und zum idealen Partner. Irgendeine Freundin hatte die intimsten Einzelheiten zu Papier gebracht, anscheinend ohne die geringste Angst davor, was passieren würde, sollte das Heft der Direktorin in die Hände fallen.

Ich hingegen besaß ein Heft, in das ich alle Gedichte eintrug, die mir gefielen oder mich am meisten anrührten, und manchmal zeichnete ich etwas zu einem von ihnen oder klebte ein Bild dazu, das Parvaneh mir aus ihren ausländischen Illustrierten ausschnitt.

3

Als wir einmal an einem strahlend hellen Herbstnachmittag fröhlich schwatzend von der Schule heimgingen, zog Parvaneh mich mit in die Apotheke, die auf der Hälfte des Weges lag, um Heftpflaster zu kaufen.

Der Besitzer, Doktor Ataye, war ein würdevoller alter Herr, den alle kannten und achteten. Als wir eintraten, war er aber nirgendwo zu sehen, deswegen rief Parvaneh nach ihm, wobei sie sich auf die Zehenspitzen stellte, um besser über die Theke blicken zu können. Ein junger Mann in weißem Hemd kniete dahinter und war damit beschäftigt, Medikamente in die untersten Fächer des Schranks einzuordnen. Er drehte sich zu uns um und fragte nach unseren Wünschen. Dann ging er, um die Pflaster zu holen.

Parvaneh knuffte mich mit dem Ellbogen in die Seite und flüsterte mir ins Ohr: »Wo hat der sich denn bis heute versteckt ge-

halten? So ein hübscher Kerl!« Der junge Mann reichte Parvaneh die Schachtel mit den Pflastern, und als sie sich über ihre Schultasche beugte, um die Geldbörse herauszuholen, raunte sie mir noch einmal zu: »Schau doch bloß, wie hübsch der ist.«

Ich hob den Kopf, und unsere Augen begegneten sich für einen flüchtigen Moment. Eine Art elektrischer Schlag durchzuckte mich, und ich spürte, dass ich ganz rot wurde. Ich wandte meinen Blick schnell wieder ab. Scham stieg in mir hoch: Es war das erste Mal, dass ich etwas Derartiges gefühlt hatte. »Gehen wir, los!«, zischte ich Parvaneh zu und verließ hastig die Apotheke. Parvaneh folgte mir, verblüfft darüber, dass ich es mit einem Mal so eilig hatte.

»Was hat dich denn geritten? Hast du noch nie zuvor einen Mann gesehen? Warum wolltest du denn so plötzlich weg?«

»Ich hab mich geschämt.«

»Aber weswegen denn?«

»Wegen der Sachen, die du über den Mann gesagt hast. Wo du ihn noch nicht mal kennst!«

»Ich begreif dich nicht. Was hab ich denn Schlimmes gesagt?«

»Hübscher Bursche und so … Das gehört sich doch nicht! Ich bin sicher, dass er es mitbekommen hat.«

»Ach wo! Und selbst wenn. Dann hätte er sich doch nur geschmeichelt fühlen können. Es war überhaupt nichts Anstößiges daran. Und überdies, unter uns gesagt, ich hab ihn mir noch mal genauer angeschaut, ganz aus der Nähe, und er sieht doch nicht so toll aus. Ich muss aber unbedingt Papa erzählen, dass der Doktor einen Gehilfen eingestellt hat.«

Als wir am Morgen darauf auf dem Weg zur Schule wieder an der Apotheke vorbeikamen – wir waren ein wenig später dran und gingen daher schneller als üblich –, sahen wir ihn zum zweiten Mal, und er guckte zu uns heraus. Auf dem Heimweg schielten wir verstohlen durchs Ladenfenster ins Innere. Er war mit irgendetwas beschäftigt, aber ich glaube, dass er uns ebenfalls bemerkte.

Von jenem Tag an wurde es für uns zu einer Art Ritual, jeden Morgen und jeden Nachmittag durch die Schaufensterscheibe zu

spähen, in der Hoffnung, einen Blick auf den Apothekergehilfen zu erhaschen; und für Parvaneh und mich wurde der junge Mann zu einem neuen, interessanten Gesprächsthema. Bald begannen auch die anderen Mädchen in unserer Schule von dem faszinierenden und attraktiven Burschen zu sprechen, der seit Kurzem bei Doktor Ataye arbeitete, und sie gingen unter den verschiedensten Vorwänden in die Apotheke und versuchten, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ich und Parvaneh hingegen sahen ihn bald regelmäßig, und ich hätte schwören können, dass auch er voller Ungeduld auf diese täglichen »Treffen« wartete und sein Möglichstes tat, um sich zur gewohnten Zeit zu zeigen.

Ich kannte inzwischen auch einige ausländische Schauspieler – ich hatte wirklich seit unserem Eintreffen in Teheran große Fortschritte gemacht –, und so konnte ich Parvaneh beipflichten, als sie erklärte, dass der junge Apothekergehilfe wie Steve McQueen aussah.

Parvaneh verlor keine Zeit, Erkundigungen über ihn einzuholen. Doktor Ataye war ein Freund ihres Vaters und hatte diesem erzählt, dass sein neuer Gehilfe Saeid hieß, in Rezaieh geboren war, an der Universität Pharmazie studierte und ein rundum anständiger Bursche sei. Damit hörte er für uns auf, ein Fremder zu sein, und Parvaneh gab ihm sogar einen Spitznamen, von dem er natürlich nichts wusste. Sie nannte ihn »der Besorgte«, weil er, wie sie meinte, »ständig besorgt wirkt und voller Ungeduld auf jemanden zu warten scheint. Wer weiß, nach wem er Ausschau hält«.

Jenes Jahr war das glücklichste meines Lebens. Alles lief bestens für mich, vor allem auch in der Schule. Mein Verhältnis zu Parvaneh wurde jeden Tag enger: Wir waren dabei, so etwas wie Seelenverwandte zu werden. Einen Schatten über diese fröhliche und heitere Zeit warfen nur die im Flüsterton geführten Gespräche bei mir daheim – sie glaubten tatsächlich, ich bekäme nichts davon mit –, die mich manchmal befürchten ließen, mit meiner Schulzeit könne es bald vorbei sein.

Parvaneh tröstete mich: Etwas Derartiges könnten sie mir unmöglich antun. Dafür war ich doch viel zu gut in der Schule. Sie konnten mich doch nicht zwingen, auf halber Strecke aufzugeben. Doch ich blieb beunruhigt. Parvaneh konnte ja nicht wissen, wie sie bei mir zu Hause dachten und dass meine guten Leistungen im Unterricht keinen von ihnen beeindruckten und es ihrer Meinung nach mehr als ausreichend war, wenn man die Mittlere Reife hatte.

»Die Mittlere Reife! Was kann man damit schon anfangen? Heutzutage genügt noch nicht einmal das Abitur. Alle Mädchen aus meiner Verwandtschaft, die die Zulassungsprüfung bestanden haben, studieren jetzt an der Universität, und ich bin sicher, du würdest die Prüfung mit geschlossenen Augen schaffen. Du bist tausendmal intelligenter als sie alle zusammen«, meinte Parvaneh. Für mich wäre jedoch das Abitur schon sehr viel gewesen, an einen Universitätsabschluss wagte ich gar nicht zu denken.

Parvanehs Meinung nach durfte ich mich nicht »unterkriegen« lassen, doch sie konnte sich nicht wirklich eine Vorstellung von meiner familiären Situation machen: In ihrer Familie sah alles ganz anders aus. Mit Khanum Jun konnte ich diskutieren und meine Position verteidigen, was aber meine Brüder anbelangte – nun, das war eine ganz andere Geschichte: Man hätte den Mut einer Löwin besitzen müssen, um ihnen die Stirn zu bieten, und vielleicht hätte das noch nicht einmal ausgereicht …

Bei den Examen am Ende des Trimesters war ich die Zweitbeste. Die Lehrerin für Literatur schätzte mich sehr, und als ich zu ihr ging, um mir mein Zeugnis abzuholen, sagte sie, dass ich sehr begabt sei und meine Fähigkeiten in keinem Fall ungenutzt lassen dürfe; sie fragte, ob ich mir schon überlegt habe, wie es mit der Schule weitergehen solle.

»Ich würde sehr gern einen Abschluss in persischer Literatur machen.«

»Ausgezeichnet. Genau das wollte ich dir raten, sehr gute Entscheidung.«

»Ja, ich weiß. Aber ich werde das kaum verwirklichen können. Das heißt, meine Familie will es nicht, in ihren Augen ist die Mittlere Reife schon mehr als genug.«

Das Gesicht von Frau Bahrami wurde schlagartig finster. Missbilligend den Kopf schüttelnd, ging sie ins Direktionszimmer und bedeutete mir, vor der Tür auf sie zu warten. Nach ein paar Minuten kam sie zusammen mit der Direktorin wieder heraus. Die Direktorin nahm mir das Zeugnis aus der Hand und erklärte dann: »Masumeh, sag deinem Vater, er möchte doch bitte morgen zu mir kommen, ich muss unbedingt mit ihm reden. Und ich werde dir dein Zeugnis erst zurückgeben, wenn ich mit ihm gesprochen habe.«

Als ich an jenem Abend Agha Jun verkündete, die Direktorin wolle ihn sehen, wunderte er sich; er meinte, ich müsse wohl etwas angestellt haben. Dann wandte er sich an meine Mutter und sagte, sie solle statt seiner hingehen, um in Erfahrung zu bringen, was los sei. Er werde keinen Fuß in eine Mädchenschule setzen.

»Wieso nicht? Die Väter aller anderen Mädchen tun es doch auch. Und die Worte der Direktorin sind ganz unmissverständlich gewesen: ›Ich werde dir dein Zeugnis nicht aushändigen, bevor ich nicht mit deinem Vater gesprochen habe.‹« Mit diesem Argument versuchte ich, ihn zu überreden. Dann schenkte ich ihm Tee ein, stopfte ihm ein Kissen in den Rücken und liebkoste ihn, bis er nachgab: Am nächsten Morgen würde er mich zur Schule begleiten.

Bei seinem Eintreten stand die Direktorin von ihrem Schreibtisch auf, begrüßte ihn herzlich, bat ihn, Platz zu nehmen, und gratulierte ihm zu den hervorragenden Leistungen und dem untadeligen Betragen seiner klugen Tochter. Ich stand derweil in der Nähe der Tür – mit gesenktem Kopf, so dass niemand sah, dass ich vor Freude strahlte. Die Direktorin wies mich dann an, draußen zu warten, solange sie mit meinem Vater redete.

Ich weiß nicht, was genau sie zu ihm sagte, doch als Agha Jun aus dem Büro kam, strahlte auch sein Gesicht, und seine Augen leuchteten. Er sah mich voller Liebe und Stolz an und machte sich mit mir auf den Weg ins Sekretariat, um mich fürs nächste

Jahr anzumelden. Ich schwebte im siebten Himmel, und während ich hinter ihm herlief, hörte ich nicht auf, ihm zu danken und immer wieder zu sagen, wie lieb ich ihn habe. Ich versprach ihm, die Klassenbeste zu werden und ihm immer zu gehorchen. »Ja, schon gut, jetzt reicht's aber«, brummte er schließlich und fügte dann noch mit einem Lächeln hinzu: »Wenn doch deine Brüder, diese Faulpelze, ein bisschen was von deinem Lerneifer abbekommen hätten.«

Parvaneh, die aus Sorge eine schlaflose Nacht verbracht hatte, versuchte, kaum dass sie mich erblickte, mithilfe von Gesten herauszufinden, wie es gelaufen war. Ich setzte erst eine traurige Miene auf, um sie zu foppen, rannte dann aber zu ihr, um sie zu umarmen und ihr die gute Nachricht zu verkünden. Wir fingen beide an, wie die Verrückten mitten auf dem Schulhof herumzuhüpfen, und wischten uns gegenseitig die Freudentränen aus dem Gesicht.

Die Entscheidung meines Vaters löste zu Hause großen Aufruhr aus, doch er bot allen Paroli, stellte sich bedingungslos hinter mich und wiederholte, was die Direktorin über mich gesagt hatte, wie begabt ich sei und zu was ich es alles bringen könne, wenn ich weiter zur Schule ginge. Was mich betraf, so war ich einfach zu glücklich, um mir Gedanken darüber zu machen, was die anderen sagten. Sogar die hasserfüllten, vernichtenden Blicke Ahmads konnten mir keine Angst einjagen.

Auch wenn ich im Sommer jenes Jahres drei Monate von Parvaneh getrennt war, fühlte ich mich doch rundum glücklich, weil ich mich auf unser gemeinsames neues Schuljahr freuen konnte.

Wir kehrten nur für ein paar Tage nach Ghom zurück, und Parvaneh gelang es, ihren Vater jede Woche unter allen möglichen Vorwänden nach Teheran zu schleppen, damit sie mich treffen konnte. Sie wollte unbedingt, dass ich eine Woche mit zu ihr und ihrer Familie nach Gol-ab-darreh kam. Ich hätte das sehr gern getan, doch ich traute mich nicht, meine Brüder um Erlaubnis zu fragen. Parvaneh meinte, wenn ihr Vater den mei-

nen darum bitte, werde der es mir sicher erlauben. Aber ich wollte Agha Jun nicht noch mehr Scherereien bereiten. Ich wusste, dass er Herrn Ahmadi eine entsprechende Bitte kaum hätte abschlagen können, doch wäre dann bei uns zu Hause die Hölle los gewesen.

Um auch Khanum Jun zufriedenzustellen und glücklich zu machen, erklärte ich mich in jenem Sommer bereit, einen Schneider- und Nähkurs zu belegen. Das würde mir später, wenn ich einmal verheiratet wäre, zugutekommen.

Der Kurs wurde nicht weit von der Apotheke abgehalten. Saeid bemerkte bald, dass ich jeden zweiten Tag bei ihm vorbeiging, und er bemühte sich, immer zum richtigen Zeitpunkt an der Tür zu stehen. Schon eine Straße entfernt fing mein Herz wie wild zu klopfen an, und mein Atem wurde unwillkürlich schneller. In Höhe der Apotheke angelangt, versuchte ich, nicht in seine Richtung zu schauen und nicht zu erröten, aber das gelang mir nicht. Wenn unsere Blicke sich trafen, fühlte ich, wie mir die Röte ins Gesicht stieg, während er mich hoffnungsvoll und bewundernd zugleich ansah und den Kopf zum Gruß neigte.

Einmal stand er, kaum dass ich um die Ecke gebogen war, wie aus dem Nichts direkt vor mir. Ich war so überrascht, dass mir die Schneiderelle aus der Hand fiel. Er bückte sich, um sie aufzuheben, und begann sich zu entschuldigen. Er habe mich wohl erschreckt, oder? Ich schaffte es nicht, mehr als ein Nein zu hauchen und mich dann eilends davonzumachen. Nach diesem Vorfall war mir ein paar Tage lang ganz schwindlig im Kopf: Jedes Mal wenn ich daran zurückdachte, stieg mir wieder die Röte ins Gesicht, und ein angenehmer Schauder rieselte mir über den Rücken.

Zu Beginn des Monats Mehr, als die ersten Herbstwinde durch die Straßen wehten, war für Parvaneh und mich die lange Zeit unseres Getrenntseins zu Ende, und wir nahmen voller Enthusiasmus das neue Schuljahr in Angriff. Wir schienen uns unendlich viel zu erzählen zu haben: was alles während der Sommermonate passiert war, was wir gemacht und sogar, was wir gedacht

hatten. Am Ende kamen wir aber unweigerlich auf Saeid zurück. Parvaneh wollte wissen, wie oft ich während ihrer Abwesenheit in der Apotheke gewesen sei, und ich schwor, dass ich keinen Fuß hineingesetzt hätte; ich hätte mich nicht getraut, es wäre mir zu peinlich gewesen.

»Wieso peinlich? Er weiß doch gar nicht, was wir über ihn denken und reden.«

»Das glaubst du!«

»Hat er dir gegenüber vielleicht irgendeine Andeutung gemacht?«

»Nein, ich habe bloß so eine Ahnung.«

In Wirklichkeit hatte sich tatsächlich etwas verändert, auch wenn nichts Konkretes geschehen war. In der letzten Zeit hatten meine Begegnungen mit ihm einen anderen Charakter angenommen; es schien ernster zwischen uns zu werden. Ich fühlte mich ganz tief in meinem Innern mit ihm verbunden, so tief, dass es mir nicht leichtfiel, es vor meiner Freundin zu verbergen.

Seit Schulanfang war noch keine Woche vergangen, als Parvaneh sich schon einen Vorwand ausgedacht hatte, um die Apotheke aufzusuchen. Sie schleppte mich mit, obwohl ich mich sträubte. Ich empfand große Verlegenheit, und mir war, als wüsste die ganze Stadt, wie es in mir aussah. Saeid war wie vom Donner gerührt, als er uns eintreten sah. Er stand wie angewurzelt da und starrte mich an. Und auch als Parvaneh zum dritten Mal eine Schachtel Aspirin verlangte, reagierte er nicht. Doktor Ataye musste ihn erst auf die Erde zurückholen und ihn auffordern, uns das Gewünschte zu bringen.

Ich war überzeugt, dass jetzt an den Tag gekommen war, was Saeid und ich füreinander empfanden. Als wir uns wieder auf der Straße befanden, rief Parvaneh nachdenklich und verblüfft zugleich: »Hast du bemerkt, wie er dich angestarrt hat?« Und als ich nicht antwortete, fixierte sie mich argwöhnisch. Sie lief noch ein paar Minuten schweigend neben mir her, dann platzte es aus ihr heraus: »Du bist eine ganz schöne Lügnerin! Von wegen naiv! Du bist die Durchtriebene von uns beiden und ich das Dummerchen. Warum hast du's mir nicht erzählt?«

»Was hätte ich dir denn erzählen sollen? Es gibt doch nichts zu erzählen.«

»Ach, hör doch auf. Das sieht man doch von Weitem, dass ihr beide ineinander verschossen seid. Man müsste blind sein, um es nicht zu merken. Los, raus damit, wie steht es mit euch, wie weit habt ihr's schon getrieben?«

»Aber was redest du denn da?«

»Hör auf, die Unschuld vom Lande zu spielen. Ich fall nicht mehr rein auf dein Kopftuch und dein züchtiges Gehabe. Wie blöd ich doch gewesen bin. Ich hab gedacht, er würde sich immer für mich an der Tür zeigen. Und wie geschickt du es verstanden hast, mich hinters Licht zu führen. Jetzt begreif ich, warum es immer heißt, dass die Leute aus Ghom falsch und heuchlerisch sind! Das stimmt. Du hast noch nicht einmal mir, deiner besten Freundin, was gesagt. Wie hast du nur so etwas Wichtiges vor mir geheim halten können?«

Es schnürte mir die Kehle zu. Ich nahm sie beim Arm und flehte sie an, mit ihren Anschuldigungen aufzuhören, sich zu beruhigen und leiser zu sprechen. Ich schwor auf den Koran, dass es zwischen uns zu nichts gekommen sei, doch Parvaneh hörte nicht auf, mich mit Vorwürfen zu überschütten, mit immer zornerfüllterer Stimme, bis ich schließlich zu weinen begann. Erst meine Tränen brachten sie wieder zu sich und vermochten die in ihr lodernde Wut zu löschen. Ihr Herz ertrug es nicht, mich weinen zu sehen. Mit beherrschterer Stimme fragte sie: »Warum fängst du denn zu heulen an? Und das auch noch mitten auf der Straße! Ich bin ja bloß enttäuscht darüber, dass du es mir verheimlicht hast. Darum geht's. Ich selbst bin immer offen zu dir gewesen.«

Ich schwor heilige Eide, dass sie meine allerbeste Freundin sei und ich nie etwas vor ihr verheimlicht habe und es auch niemals tun werde, und sie schloss wieder Frieden mit mir.

Parvaneh und ich durchlebten gemeinsam alle Phasen meines ersten Verliebtseins. Dieses neue Gefühl interessierte sie nicht weniger als mich selbst, wenn sie auch nicht direkt betroffen

war, und wenn ich mal in nachdenkliches Schweigen versank, wollte sie immer von mir wissen, was ich gerade empfand oder was mir durch den Kopf ging. Ich vertraute ihr dann an, was ich mir für die Zukunft ersehnte, aber auch, dass ich voll innerer Unruhe sei, weil ich fürchtete, irgendwann einen anderen Mann als Saeid heiraten zu müssen. Sie schloss daraufhin die Augen und sagte seufzend: »Gott, wie romantisch! So fühlt man sich also, wenn man verliebt ist. Leider bin ich nicht ganz so sentimental veranlagt wie du, und einiges von dem, was Verliebte sich so zuflüstern, reizt mich nur zum Lachen. Außerdem werde ich niemals rot. Was soll mir bloß einmal verraten, dass ich verliebt bin?«

Die wunderschönen bunten Herbsttage verflogen so geschwind wie die Winde, die zu dieser Jahreszeit durch die Straßen fegten.

Saeid und ich hatten noch kein einziges Mal richtig miteinander gesprochen, doch dann fing er an, mich leise zu grüßen, wenn ich zusammen mit Parvaneh an der Apotheke vorbeiging; und mein Herz machte jedes Mal einen Satz und schlug heftiger. Ich begann, Liebesgedichte zu lesen, und kannte sehr schnell viele auswendig.

Parvaneh grub täglich Neues über Saeid aus und konnte es gar nicht erwarten, es mir weiterzuerzählen. Wir wussten mittlerweile, dass sein Familienname Zarei lautete, dass er in Rezaieh geboren war, wo seine Mutter und seine Schwestern nach wie vor lebten, und dass er seinen Vater bereits vor einigen Jahren verloren hatte. Er war ein angesehener junger Mann aus guter Familie und studierte im dritten Jahr Pharmazie. Er galt als intelligent und fleißig, und der gute alte Doktor Ataye vertraute seinem Gehilfen blind und war rundum zufrieden mit ihm. Alles, was wir über ihn hörten, war äußerst schmeichelhaft und bestätigte nur meinen eigenen Eindruck. Ich verliebte mich immer mehr in ihn. Es kam mir beinahe so vor, als hätte ich ihn vom Beginn meiner Erdentage an gekannt, und ich sehnte mich danach, auch deren Ende mit ihm zusammen zu erleben. Parvaneh schleifte mich ein paarmal in der Woche in die Apotheke:

Sie gab einen Haufen Geld für Arzneimittel aus, um mitansehen zu können, wie wir uns verstohlene Blicke zuwarfen, wie Saeids Hände zitterten und meine Wangen sich unnatürlich rot färbten. Sie beobachtete jede unserer Gesten ganz genau, und einmal gab sie anschließend folgenden Kommentar ab: »Ich hab mich immer gefragt, was ›beredte Blicke‹ sind, und jetzt weiß ich es wirklich ganz genau.«

Jeden Morgen machte ich mir die Haare mit schon fast zwanghafter Sorgfalt zurecht. Ich knotete das Kopftuch so, dass es mir die Stirnfranse nicht zerdrückte und ein wenig von ihr frei blieb. Was auch immer ich anstellte, um meine Haare in Locken zu legen, funktionierte nicht. Parvaneh machte mir schließlich klar, dass es sowieso dumm von mir sei, lockige Haare haben zu wollen, da glatte die große Mode waren. Und ich hatte von Natur aus welche, die überdies wunderbar seidig glänzten.

Ich wusch und bügelte regelmäßig meine Schuluniform und bat meine Mutter, mir den Stoff für eine neue zu kaufen und diesen einer professionellen Schneiderin anzuvertrauen. Der Nähkurs, den ich besuchte, hatte mir nämlich die Augen für die unzureichenden Fähigkeiten meiner Mutter auf diesem Gebiet geöffnet: Ihr ging jedes Stilempfinden ab, was ich ihr aber natürlich niemals sagte. Parvin Khanum, die sich wirklich gut darauf verstand, schneiderte mir eine schicke Uniform, und ich bat sie unter vier Augen, den Rock ein wenig zu kürzen. Er blieb aber dennoch der längste, den man in unserer Schule zu Gesicht bekam. Ich nahm auch ein bisschen was von meinem Ersparten und zog mit Parvaneh los, um ein neues Kopftuch zu kaufen. Wir wählten ein smaragdgrünes aus, da es – wie meine Freundin meinte – die Farbe meiner Augen vorteilhaft unterstrich.

4

Der Winter jenes Jahres war sehr kalt, und es fiel eine Menge Schnee. Die erste Schneedecke war noch nicht geschmolzen, da fielen schon wieder neue Flocken vom Himmel, und die fahle Sonne war so kraftlos, dass sie die weiße Schicht nie ganz wegzutauen vermochte. Morgens waren die Straßen und Gehsteige vereist, und man ging wie auf Eiern. Dauernd glitt jemand aus und landete unsanft, die Beine himmelwärts gestreckt, auf dem Pflaster. Irgendwann erwischte es auch mich. Nicht weit von Parvanehs Haus rutschte ich auf einer vom letzten leichten Schneefall verborgenen Eisfläche aus und stürzte so unglücklich, dass ich mir den Knöchel verrenkte. Als ich mich aufrappeln wollte, durchzuckte mich ein stechender Schmerz. Zum Glück traf Parvaneh kurz darauf ein und anschließend auch Ali, der auf dem Weg zu seiner eigenen Schule auch an der Stelle vorbeikam. Gemeinsam halfen sie mir wieder auf die Beine, und ich humpelte, auf die beiden gestützt, mühsam nach Hause zurück.

Khanum Jun wickelte mir eine Binde um den Fuß, unternahm aber sonst nichts. Sie meinte, wir sollten erst mal abwarten. Die Schwellung und der Schmerz nahmen jedoch bis zum Nachmittag immer mehr zu. Als die Männer der Familie heimkehrten, gab natürlich jeder seinen Kommentar ab. Ahmad zufolge hatte ich mir nichts Ernsthaftes zugezogen; er konnte sich die Bemerkung nicht verkneifen, dass das Ganze überhaupt nur deshalb passiert sei, weil ich nicht, wie es sich für ein Mädchen gehörte, zu Hause geblieben war. Agha Jun wollte mich ins Spital bringen. Mahmud schlug vor, Herrn Ismail zu Rate zu ziehen, den Metzger. Er stand im Ruf, genau zu wissen, was man bei Verstauchungen und Verrenkungen tun musste. Mahmud zog daher los, um ihn zu holen.

Agha Ismail war ungefähr im gleichen Alter wie Agha Jun und bekannt für die treffenden Diagnosen, die er stellte. In jenen Tagen scheffelte er eine Menge Geld, weil so viele Menschen auf den verschneiten und vereisten Gehwegen ausrutschten. Er brauchte nur einen Blick auf meinen Fuß zu werfen, um zu er-

kennen, dass nichts gebrochen war, sondern ich mir nur den Knöchel verrenkt hatte. Er hieß mich den Fuß in warmes Wasser stecken, massierte ihn und renkte dann das Gelenk mit einem jähen heftigen Ruck wieder ein. Ich schrie vor Schmerz auf, und mir wurde schwarz vor Augen. Als ich wieder zu mir kam, war er schon dabei, den Fuß zu umwickeln, nachdem er einen Brei aus Eigelb, Kräutern und verschiedenen öligen Substanzen darauf verteilt hatte. Er riet mir, ihn mindestens zwei Wochen lang still zu halten und nicht zu belasten.

Was für eine Katastrophe! Schluchzend sagte ich, das ginge nicht: Ich hätte doch Unterricht, und die Abschlussprüfungen des zweiten Trimesters stünden unmittelbar bevor. In Wirklichkeit war es bis zu den Prüfungen noch anderthalb Monate hin, und ich weinte aus einem ganz anderen Grund.

Ein paar Tage lang konnte ich wirklich nicht laufen. Ich lag viele Stunden vor dem angenehm warmen *korsi* ausgestreckt und dachte an Saeid. Morgens, sobald alle anderen aus dem Haus waren, verschränkte ich die Hände hinter dem Nacken, wandte das Gesicht der trüben Wintersonne zu und überließ mich meinen Träumen. In meiner Fantasie verbrachte ich viele glückliche Stunden in seiner Gesellschaft.

Die einzige Störung ging an diesen ruhigen, trägen Vormittagen von Parvin Khanum, der Nachbarin, aus, der jeder Vorwand recht war, um meine Mutter aufzusuchen. Ich konnte dieses Weib nicht ausstehen! Kaum hörte ich ihre Stimme, tat ich, als würde ich schlafen. Ich konnte nicht verstehen, wie Khanum Jun, die doch so fromm und ihrer Familie so ergeben war, sich mit einer Frau hatte anfreunden können, von der jedermann wusste, dass sie es mit der ehelichen Treue nicht so genau nahm – um es milde auszudrücken. Anscheinend begriff sie nicht, dass die kleinen Aufmerksamkeiten, mit denen die Nachbarin uns überhäufte, in Wirklichkeit nur Ahmad galten.

Wenn am Nachmittag mein Vater und meine Brüder einer nach dem anderen wieder daheim eintrafen, war es mit dem Frieden rasch vorbei. Ali war immer so außer Rand und Band, dass man schon fast Angst haben musste, er könnte eines Tages

das ganze Viertel in Brand stecken. Außerdem war er aufsässig und unhöflich geworden. Er trat in mehr als einer Beziehung in die Fußstapfen Ahmads und schaffte es, genauso ekelhaft zu mir zu sein wie dieser, vor allem jetzt, da ich ans Haus gefesselt war. Khanum Jun verhätschelte mich, und Agha Jun erkundigte sich dauernd, wie es mir ging. Das machte Ali eifersüchtig, und er warf mir wütende Blicke zu, als würde ich versuchen, ihn zu entthronen. Er verschaffte seinem Ärger Luft, indem er über den *korsi* sprang, Fati ärgerte, bis sie in Tränen ausbrach, oder meine Bücher im ganzen Zimmer verstreute und auf ihnen herumtrampelte; außerdem stolperte er immer wieder »versehentlich« über meinen kranken Fuß, so dass ich vor Schmerzen aufschrie.

Meine Mutter ließ sich schließlich durch mein Geschluchze und Gejammere erweichen und erlaubte mir, ins Obergeschoss umzuziehen, wo ich vor Alis Gemeinheiten und bösen Streichen sicher war und in Seelenruhe für die bevorstehenden Prüfungen lernen konnte. Khanum Jun brummelte zwar, ich könne doch in meinem Zustand nicht die steile Treppe rauf- und runtergehen, und es sei da oben viel zu kalt, weil der große Ofen nicht funktioniere. Am Ende aber bekam ich meinen Willen. Auch wenn ich nur einen kleinen elektrischen Heizlüfter zur Verfügung hatte, um mich ein bisschen aufzuwärmen, fand ich in dem Raum den Frieden, den ich brauchte, um mich meinen Schulbüchern zu widmen, über alles Mögliche nachzudenken und neue Gedichte in das dafür bestimmte Heft einzutragen – vor allem aber auch, um von meinem Leben mit Saeid träumen zu können. In meiner Fantasie brach ich mit ihm zu langen Reisen in ferne Gegenden auf. Ich stellte Nachforschungen zur Herkunft und Bedeutung seines Namens an, notierte das eine wie das andere in mein Heft. So schien es mir möglich, den Namen meines Geliebten aufzuschreiben, gewissermaßen »verschlüsselt« und ohne ihn tatsächlich dem Papier anzuvertrauen.

In jenen lichten und heiteren Tagen brauchte ich keinen besonderen Grund, um zu lächeln. Ich fühlte mich so froh und glücklich, dass ich sogar den Schmerz in meinem Fuß nicht mehr spürte.

Eines Tages gegen Ende des Winters kam Parvaneh mich besuchen. Solange Khanum Jun dabei war, unterhielten wir uns über Schulaufgaben und über die Examen, deren Beginn für den fünfzehnten Tag des Monats Esfand, den fünften März, angesetzt war. Doch kaum hatte meine Mutter das Zimmer verlassen, machte Parvaneh die Tür zu und flüsterte, sie habe wichtige Neuigkeiten für mich. Ich brannte vor Neugier, alles zu erfahren, und hatte große Angst, irgendein Störenfried könnte auftauchen, bevor meine Freundin die Gelegenheit gehabt hatte, mir alles zu erzählen.

»Saeid, der Besorgte, ist noch besorgter als sonst. Denk nur: Jeden Morgen bezieht er auf den Stufen vor der Apotheke Position und hält Ausschau. Und wenn er mich dann allein ankommen sieht, setzt er eine richtige Leichenbittermiene auf und zieht sich wie ein geprügelter Hund in den Laden zurück. Heute hat er's nicht mehr ausgehalten und den Mut gefasst, ein paar Schritte auf mich zuzumachen und mich zu grüßen, wobei er abwechselnd kreidebleich und knallrot wurde. Dann hat er es, stammelnd zwar, aber immerhin, geschafft, nach ›meiner Freundin‹ zu fragen; warum sie nicht mehr zur Schule gehe, ob sie sich wohl befinde und so weiter und so fort. Ich bin so gemein gewesen, ihn ein bisschen zappeln zu lassen, und hab getan, als wüsste ich nicht, welche Freundin er eigentlich meinte. Du hättest sehen sollen, wie er mich ganz verwundert und traurig angestarrt hat! Schließlich hat er sich geräuspert und gesagt: ›Ich meine das Fräulein, mit dem Ihr immer zusammen seid und das in der Gorgan-Straße wohnt.‹ Er kennt also deine Adresse, offensichtlich ist er uns nachgegangen. Wie auch immer: Ich hab gesagt: ›Ach so. Ihr sprecht von Masumeh Sadeghi. Die Ärmste, sie ist gestürzt und hat sich den Knöchel verstaucht und kann zwei Wochen lang nicht zur Schule gehen.‹ Er ist ganz blass geworden und hat gemurmelt: ›Oh, das tut mir aber leid!‹ Dann hat er sich brüsk umgedreht und wollte schon wieder in den Laden marschieren, ohne sich zu verabschieden. Nach ein paar Schritten hat er aber gemerkt, wie unhöflich er war. Er ist noch mal zurückgekommen, hat mir Auf Wiedersehn gesagt und mich gebe-

ten, dich zu grüßen.« All das sprudelte Parvaneh rasend schnell heraus, fast ohne zwischendurch Atem zu holen, wie mir schien.

Mein Herz zitterte nicht weniger als meine Stimme, als ich fragte: »Warum hast du ihm meinen Namen verraten?« Er kannte ihn jetzt also auch! Parvaneh meinte jedoch, da sei doch nichts Schlimmes dran, und wahrscheinlich hätte er schon gewusst, wie ich hieß, bevor sie es ihm gesagt habe, da ihm ja auch bekannt war, wo ich wohnte. Ja, er habe sich wahrscheinlich auch über meine Familie informiert, was nur bedeuten könne, dass er unsterblich in mich verliebt sei.

»Du wirst sehen, er wird bald zum *khastegari* bei euch erscheinen und um deine Hand anhalten«, meinte Parvaneh im Brustton der Überzeugung.

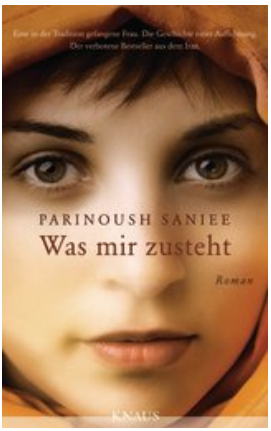
Ich zerfloss vor Glück und konnte nicht aufhören zu lächeln, so dass Khanum Jun, als sie uns Tee brachte, mich überrascht anschaute und den Grund für so große Fröhlichkeit wissen wollte. Sie überrumpelte mich mit ihrer Frage, und mir fiel keine Antwort ein, doch Parvaneh kam mir zu Hilfe und flunkerte irgendetwas in der Art, dass die Zwischenzeugnisse verteilt worden seien und ich die besten Noten von allen in der Klasse bekommen habe.

Wie immer maß meine Mutter meinen Leistungen in der Schule wenig Bedeutung bei, und sie sagte, dass es für ein Mädchen keinen Sinn habe, zu viel zu lernen. Ich vergeudete nur unnütz Zeit, denn ich würde ja bald heiraten und mich dann nur noch um den Haushalt und die Kinder kümmern. Ich widersprach heftig: Ich wolle noch nicht so bald heiraten, sondern erst das Abitur machen, und Parvaneh fügte hinzu, dass ich doch danach studieren und eine Frau Doktor werden wolle. Ich schaute sie böse von der Seite an, weil es sie offensichtlich amüsierte, Öl ins Feuer zu gießen.

Meine Mutter begann tatsächlich zu schimpfen: »Ach, guck mal an, jetzt will sie auch noch studieren! Je länger man sie auf die Schule gehen lässt, desto dreister wird sie. Da ist einzig und allein ihr Vater schuld, der hört ja nicht auf, sie zu verwöhnen, als ob sie die Einzige wäre!« Und unablässig weiter vor sich

KNAUS

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Parinoush Saniee

Was mir zusteht
Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 480 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-8135-0524-5

Knaus

Erscheinungstermin: Mai 2013

Eine Frau zwischen Unterwerfung und Aufbegehren – der immer wieder unterdrückte Bestseller aus dem Iran.

Bevor Was mir zusteht erscheinen konnte, lag das Manuskript monatelang bei den iranischen Zensurbehörden. Die Veröffentlichung 2003 schien ein Anzeichen politischer Liberalisierung. Der Roman wurde ein Bestseller. Doch immer wieder wurde versucht, den Nachdruck zu verhindern. 2010 fand das Buch seinen Weg in den Westen, gewann in Italien den „Premio Boccaccio“ und erscheint nun weltweit als ein literarisches Zeugnis aus einem Land, das unser Interesse verdient.

Masumeh wird in eine traditionelle persische Familie hineingeboren. Drei Brüder lassen der einzigen Tochter kaum Raum zur Entfaltung. Doch an Klugheit ist sie ihnen weit überlegen. Zielstrebig erkämpft sie sich eine Schulausbildung. Als sie sich in Said verliebt und der harmlose Flirt von ihren Brüdern als „intime“ Begegnung denunziert wird, gerät sie in Lebensgefahr. Sie wird mit Hamid zwangsverheiratet. Doch ihr Mann erweist sich als erstaunlich modern – er führt ein Doppelleben und arbeitet im Widerstand gegen das Schah-Regime. Nach seiner Verhaftung zieht Masumeh ihre Kinder alleine groß. Jahre später muss sie erleben, wie einer ihrer Söhne ein glühender Khomeini-Anhänger wird, während ein anderer ins Exil geht. Der Bruch, der die iranische Gesellschaft spaltet, zieht sich auch durch ihre Familie.

Der Titel im Katalog